

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Wildbader Chronik.

N. 13. 1887.

Wandlungen.

Novelle

von

Adolph Kalsch.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Mir war bei den Worten des Generals, als schöffe mir alles Blut aus dem Herzen in das Antlitz; ich sah nicht mehr, was um mich her vorging, ich sah nur sie, nur Rega! Wortlos umfaßte ich sie mit meinen Armen, schloß sie an mein Herz und drückte meinen Mund auf ihre Lippen, fest, innig, wie zu ewiger Dauer, und — sie wehrte mir nicht, sondern hing schluchzend an meiner Brust.

Der alte General rief fröhlich: „Bravo, Bravo!“ — Regina schreckte zusammen, riß sich los aus meinen Armen und stürmte hinaus, von hoher Röthe überglänzt.

Ich starrte ihr nach, bis der General wüthig seine Hand auf meine Schulter legte, mich ein paar Schritte bei Seite zog und mit schelmischem Blinzeln mir in das Ohr flüsterte: „Junge, jetzt frage ich Dich, ob Du noch fort willst von Berlin? — Was antwortest Du mir heute?“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht, Onkel, ich muß erst selbst darnach fragen!“

„Frage, mein Sohn, aber bald, und dann laß' mich die Antwort wissen!“

Dann wandte er sich nun gegen die Gesellschaft und rief: „He, sagt, war das eine richtige Ueberraschung, die ich Euch da bereitet habe? — Nun aber, Ihr Herren, an Eure Plätze, damit wir uns Alle erst ein wenig erholen und beruhigen. Dein Wohl, alter Nordleben!“

Da kam Schrumm mit dem vollen Glase auf mich losgesteuert und sprach: „Und ich bin Dein alter Freund und Bruder Schrumm, der zwar von alledem nichts begreift, aber von ganzem Herzen bereit ist, auf Dein Wohl zu trinken!“ — Der gute brave Schrumm, ich hatte in all' der Aufregung nicht an ihn gedacht, und er hatte mich nicht erreichen können, so lange ich von den alten Herren in Beschlag genommen war.

Die Gesellschaft hatte wieder Platz genommen, lebhaft freisten die Flaschen und immer lebhafter wurde die Unterhaltung. Der General sollte berichten, wie, wo und wann er mich entdeckt habe. Da stahl ich mich fort von der Tafel. Zu Regina's Zimmer führten mich die Schritte; aber vor der Thüre wollte mich mein Muth verlassen, kaum wagte ich, mit schüchternem Finger anzuklopfen.

„Herein!“

Sie saß am Fenster vor ihrem Nähtischen hinter den Blumen, hatte das Haupt in die Hand gestützt und trocknete mit dem feinen Battisttuche eine Thräne.

„Störe ich Sie, liebe Cousine Regina?“ fragte ich zagend.

„Nein, Vetter,“ sagte sie leise; „nehmen Sie Platz, und erklären Sie mir, wie das Alles so plötzlich und unerwartet geschehen konnte?“

„Das weiß ich ja selbst nicht, theure Regina! Noch ist mir Alles wie ein Traum, ein ungelöstes Räthsel, aber —“

Aber was wir weiter sprachen, das weiß ich wahrlich selbst nicht mehr. Ich weiß mich nur noch darauf zu besinnen, daß ich schließlich vor Regina niederkniete, plötzlich aufsprang, sie laut jubelnd an mein Herz zog und tausend Küsse auf ihren Mund drückte, die feurig erwidert wurden; auch, daß ich plötzlich mich losriß aus ihrer Umarmung und hinüberstürzte in den Speisesaal, mich an meinen Platz setzte und dem Onkel in das Ohr raunte: „Ich habe gefragt — ich bleibe!“

„Alles richtig und in Ordnung?“ fragte der General zurück.

„Ja, Onkel, wenn Du auch mein Vater sein willst, so ist Alles richtig und in Ordnung!“

„Komm!“ sagte der alte Herr, und zu der Gesellschaft sprach er: „Bitte einen Augenblick um Entschuldigung, meine Herren! Dringender Fall! — Werde in zwei Minuten wieder da sein!“

Wir gingen zu Regina, die hocherröthend ihr Köpchen an des Vaters breiter Brust barg. Er richtete sanft ihr Haupt empor, beugte

sich hinab und küßte sie auf die Stirn. Dann sagte er sanft: „Ist es so, Regina, daß Du dieses Mannes Gattin sein willst?“

„Ja, mein lieber Vater!“ entgegnete sie leise.

„Dann reichet Euch die Hände! Ich segne Euch und Euren Entschluß, der lange schon meines Herzens innigster Wunsch gewesen ist. Regina, Du bist ein braves Kind, und dieser hier ist ein braver Bursch und Deiner würdig. Ihr werdet glücklich sein mit einander bis an Euer Lebensende. Das hoffe ich, und das walle Gott!“

Dann schritten wir, der Graf voran, Regina und ich Arm in Arm ihm folgend, hinüber zu den fröhlichen Gästen, denen wir als Brautpaar vorgestellt wurden.

Hell und freudig klangen die Gläser aneinander, und jubelnd erscholl ein dreifaches Hoch auf das Wohl des Brautpaares, und nochmals eines auf den Brautvater, dann, als noch einmal eines auf den Großvater kam, schlich sich Regina leise davon, während man mich festhielt und nicht entweichen ließ. Schrumm aber stieß über den Tisch hinüber mit mir an, und nachdem er auf mein Wohl getrunken, sprach er ernst und feierlich: „Karl, Du segelst mit vollem Winde in Fortuna's Rachen auf dem Lebensstrome daher. Es ist fast zu viel des Segens an einem einzigen Tage, für das Haupt eines Sterblichen. Möge nie Dein Glück sich wenden!“

„Hätte beinahe noch etwas vergessen!“ rief plötzlich der General, zog ein Schächtelchen aus der Tasche und nahm aus demselben die Ringe meiner Eltern. „He, Ihr da, Rauhen, Steinow, Hartwig, seht Euch doch einmal die Ringe hier an, erkennt Ihr die Wappen?“

„Versteht sich!“ rief der dicke Rauhen. „Auf diesem hier ist das Zabern'sche und Nordleben'sche Wappen!“

„Und dieser Ring gehörte einst meiner Tochter Elise,“ fiel Herr v. Nordleben ein.

„Na und den hier,“ fuhr Herr v. Rauhen fort, „den kenne ich ganz genau. War der Siegelring von Zabern's Vater, ein altes Erbstück in der Zabern'schen Familie. Wie oft habe ich gescholten über das alte Eisen in der Platte!“

„Wahrhaftig ja, so ist's, so ist's!“ riefen Steinow und Hartwig, und der General fügte hinzu:

„So ist's! — Der Ring gehörte meinem Vater, und nach seinem Tode meinem älteren Bruder. Als der Doktor Bernard mir diesen Ring zeigte und mir nachher seine Geschichte erzählte, da wußte ich mit einem Male, wer er sei! Schon vorher hatte mich die Aehnlichkeit zwischen ihm und meinem Bruder in Gang, Haltung und Stimme frappirt, und als ich nun gar noch die Bilder seiner Eltern sah, da war kein Zweifel an seiner Abstammung mehr möglich! Freut mich aber doch, daß Ihr alten Burschen noch ein so gutes Gedächtniß habt! Seht Euch nun einmal die beiden Bilder hier an, vielleicht wißt Ihr auch zu sagen, wem die wohl ähnlich sehen?“

„Wahrhaftig,“ rief alsbald Herr v. Hartwig, „das ist ja Bernhard Zabern, Dein Bruder, wie er lebte und lebte!“ und zu gleicher Zeit rief Herr v. Steinow: „Das hier ist Elise v. Nordleben, Bernhard's Frau!“ — Und Herr v. Rauhen fügte hinzu: „Ja freilich ist das der Bernhard und meine Nichte Elise, die Beide 1813 verschollen sind; der Kukul soll mich holen, wenn der da drüben nicht ein ganzer und echter Zabern ist! Wie sieht der Junge doch in Allem seinem Vater ähnlich, aber die Augen hat er von seiner Mutter! Nordleben, hast Du die Bilder schon gesehen?“

„Jawohl!“ sagte der alte Herr v. Nordleben, „Zabern brachte sie uns selbst, und da kam es zu Tage, wo die Unglücklichen geblieben, und daß sie uns den Karl als Entelkind hinterlassen haben. Da sind wir denn, der General, mein Sohn und ich, nach Leipzig gefahren und haben auf dem Kirchhofe von Plagwitz ihre Gräber gefunden, und haben das Kirchenbuch eingesehen und die Leute verhört, in deren Hause sie starben, und die, welche die Leichen noch gesehen hatten, soviel ihrer davon noch lebten. Allen Spuren haben wir nachgeforscht und uns gefreut, daß wir ihr einziges Kind unzweifelhaft aufgefunden hatten.“

„Woher hatte denn Zabern aber die Bilder?“ fragte einer der Herren, und Herr v. Nordleben fuhr fort:

„Gm! als Zabern in Emmern krank lag, entdeckte er sie bei seinem

Doktor, der sie als die einzigen Erbskinder seiner Eltern in Besitz hatte, deren Namen er nicht einmal wußte. Der arme Junge! — Zubern aber erkannte sie sofort, ließ sie sich aus von dem Doktor und verfolgte die Fährte. Wir hätten Euch auch den Karl, der keine Ahnung von alledem hatte, schon längst als meinen Enkel vorstellen können, wenn Zubern nicht darauf bestanden hätte, daß ihm dabei sogleich auch das Majorat übergeben werden müßte. Das verursachte Verzug und Aufschub, Schereereien und Schreiereereien in Menge. Na, Gott sei Dank, nun ist ja Alles in Ordnung gebracht! — Karl Zubern, wann wirst Du mich und die Großmutter, welche sich nach Deinem Anblicke sehnt, besuchen?"

Ich erwiderte: „Lieber Großvater, sobald der Onkel Regina und mir Urlaub ertheilen. Vielleicht begleitest Du uns auch selbst, lieber Onkel?"

„Kann geschehen!“ sprach der General, „und wenn Du, Nordleben, Dich noch ein paar Tage hier aufhältst, können wir Dich sogar heimbegleiten.“

Die Unterhaltung ward allgemeiner und lebhafter unter den Herren und es begann gar munter und fröhlich herzugehen. Der General saß schweigend, stillvergügt um sich hersehend. Da sagte ich zu ihm: „Lieber Onkel, möchtest Du mir nicht erklären, wie mein Vater in französische Dienste kam?"

Der General erwiderte: „Ist bald gesagt! — Sieh', mein lieber Sohn, unser Stammgut liegt in der Mark, das Majorat aber, welches meinem Vater durch Erbschaft zufiel, lag in dem Gebiete des nachherigen Königreiches Westphalen, von welchem 1811 ein Theil mit Frankreich vereinigt wurde. Als mein Vater starb, erbe mein Bruder, als der Älteste, das Majorat und wurde somit französischer Unterthan. Ich aber erhielt das Stammgut in der Mark und trat in preussische Dienste. Nachdem mein Bruder und seine Frau spurlos verschollen waren, ohne einen Erben zu hinterlassen, fielen jene Güter an mich. Als ich darauf Dich und Deine Geschichte kennen lernte, mußte es natürlich mein Bestreben sein, Dich in Deine Rechte wieder einzusetzen. — Morgen werden Dir die Abschlüsse und Rechnungen übergeben werden und Du wirst finden, daß ich Dir alle die Jahre hindurch ein getreuer Verwalter gewesen bin. Natürlich mußte auch mit den Nordlebens, als den zunächst Berechtigten, Rücksprache genommen werden, um Deine Anerkennung zu bewirken und Deine Rechte zu wahren. Da hat sich dein Onkel Nordleben, Deiner Mutter Bruder, auf den nach meinem Tode das Majorat übergegangen wäre, als ein echter und richtiger Edelmann bewährt. Keiner hat Deine Interessen eifriger verfochten, wie er! Bist ihm viel Dank schuldig! — Wenn Dein Großvater einmal nicht mehr leben wird, trittst Du in alle Rechte Deiner verstorbenen Mutter ein und erlangst eine schöne Vermehrung Deines

Vermögens. Du wirst ein reicher Mann sein, lieber Karl; aber ich hoffe von Dir, Du wirst Dein Glück in Demuth und Bescheidenheit tragen. Ich habe Zeit genug gehabt, Deinen Charakter auch unter widerwärtigen Verhältnissen zu erproben und habe Kopf und Herz stets auf der richtigen Stelle gefunden. Möge es für immer so bleiben!"



Das Toppfchlagen während der großen Fasten in Polen. (S. 51)

Wie gern hätte ich Dich eingeladen, die Zeit Deines Urlaubs bei mir zu verbringen, aber, wie Du hörtest, muß ich morgen schon auf meine Güter zurückkehren; bitte Dich jedoch dringend, mir die Freude zu machen, mich dort recht bald und auf recht lange Zeit zu besuchen. Versprich mir das!"

Ich gab ihm mein Wort.

„Nun komm herüber zu meiner Frau!“ bat er.

In traulichen Gesprächen verlebten wir den Abend, und als ich schied, mußte ich auch der Frau Gräfin das feste Versprechen ablegen, meinen Besuch recht bald abzustatten. Es ist geschehen, wiederholt geschehen, und ein reger brieflicher Verkehr hat sich zwischen uns entwickelt. —

Karl's und Regina's Lothen sind inzwischen grau geworden. Freilich liegen auch fast dreißig Jahre zwischen jetzt und unserem ersten Zusammentreffen in Berlin, aber die Herzen sind unverändert geblieben.

Die Kinder, die ich damals sah, sind längst verheiratet, und eine fröhliche Enkeltschaar hat den Familienkreis erweitert. Ob ich es erleben werde, daß wir uns noch einmal wiedersehen werden? —

Wer weiß es! Geht Alles nach Wunsch, so soll es schon im nächsten Jahre geschehen, wenn nicht, so seid mir herzlich gegrüßt Ihr Lieben, für Zeit und Ewigkeit!



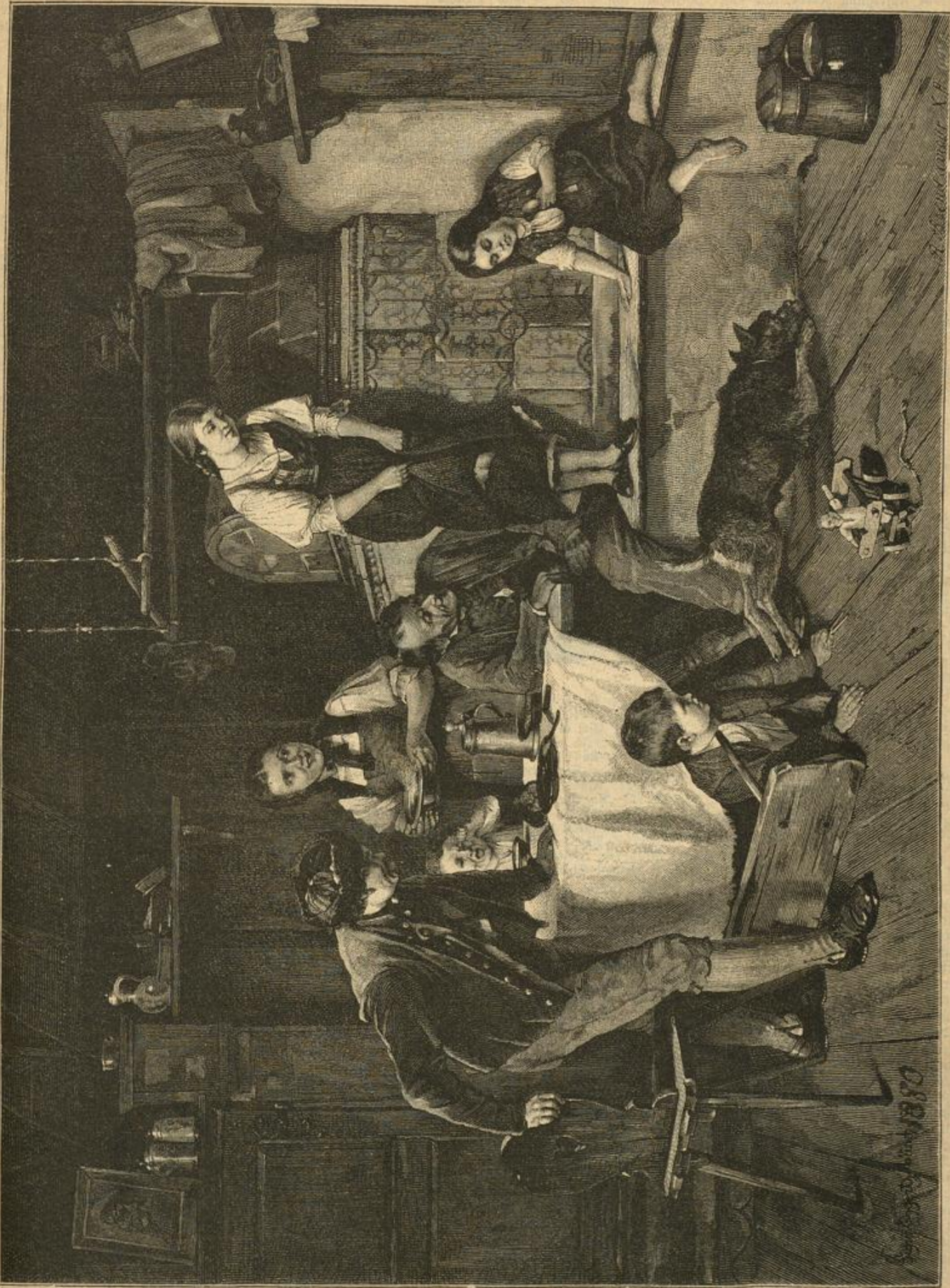
Brunnentausch noch nicht verlobter Mädchen am Ostermontag in Polen. (S. 51)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Polnische Volksgebräuche. (Mit 2 Bildern auf Seite 50.) —
Namentlich unter dem polnischen Landvolk, das durch den Mangel an größeren

Städten und ausreichenden Verkehrsmitteln von der modernen Kultur noch ziemlich unberührt geblieben ist, findet man noch viele eigenartige Volksgebräuche, von denen unsere Bilder auf Seite 50 zwei darstellen. Das Kopf schlagen findet am Lätare- oder Mißfastensonntag statt. Man zieht Stride quer über die Dorfstraße und hängt daran zerbrochene oder sonst unbrauchbare



Eine Maus! Nach dem Gemälde von Sigmund Eggert. (S. 52)

Köpfe an den Haken auf. Alsdann werden alle unverheirateten Mädchen zusammengeholt, und diejenigen, welche noch keinen Liebsten haben, müssen unter dem Seil durchschlüpfen, wobei jedesmal ein Kopf zer schlagen wird. — Ähnlich ist das Fest des Smigus oder der Brunnentaupe am zweiten Ostertage, wobei alle jungen Mädchen, welche noch keinen Verlobten oder Geliebten besitzen, von

den jungen Burschen zum Brunnen geschleppt werden. Unter Scherz und Gelächter begießt man sie dort mit kaltem Wasser, und keine Dorfchöne vermag sich diesem ungewollten Bade zu entziehen, wenn sich nicht im letzten Moment vielleicht noch irgend ein stiller Verehrer ihrer erbarmt, dem es seither noch nicht gelungen war, sich ihre Neigung zu erwerben. Seine Erklärung,

daß die Betreffende seine Liebste sei, schützt sie vor dem Begießen, und sofort umringen alle Bekannten das Paar, um es mit lautem Jubel zu begrüßen.

Eine Maus. (Mit Bild auf Seite 51.) — Man begreift kaum, wenn man die zierliche Gestalt einer Hausmaus betrachtet, wie dieselbe den Mitgliefern des „Schönen Geschlechts“ so viel Furcht und Antipathie einflößen kann. Erfahrungsmäßig aber ruft das Erscheinen einer Maus in einem Zimmer meist große Aufregung hervor, und unser Holzschnitt auf S. 51 — nach einem allerliebsten Gemälde von Sigmund Eggert — gibt eine derartige Scene in einem süddeutschen Bauernhause mit gutem Humor wieder. Sehr treffend hat der Künstler die verschiedenen Figuren charakterisirt, von dem Kleinsten, das bei dem Rufe: „Eine Maus!“ jämmerlich zu weinen beginnt, und den beiden Schwestern, die auf die Ofenbank flüchten, bis zu dem unter dem Tische hervorschauenden Huhnen, der gespannt die Verfolgung des Störenfriedes durch den eifrigen Phylax beobachtet.

Seltamer Eifer. — Der Dichter Chapelie speiste eines Tages ganz allein mit einem Herzog und Marschall von Frankreich, der ein großer Verehrer des genialen Poeten war. Sie zechten wader, bis ihnen der Wein zu Kopfe stieg und die Halbberauschten anfangen, mit etwas lallender Zunge ernsthaftere Betrachtungen über das Elend des irdischen Lebens und die Ungewißheit des zukünftigen anzustellen. Sie einigten sich bald darüber, daß man auf jeden Fall fromm sein müsse; nur fanden sie es schwer, vielleicht lange Jahre hindurch recht christlich leben zu sollen, und priesen die Märtyrer glücklich, die durch kurze Leiden den Himmel errungen hätten. Plötzlich fiel es Chapelie ein, daß es am besten sein würde, wenn sie Beide in die Türkei gingen und dort die christliche Religion predigten. „Man wird uns dann alsbald ergreifen,“ sagte er mit rollenden Augen hinzu, „und uns vor den Pascha führen. Er wird wüthen. Ich werde ihm trotzig antworten; Sie auch. Man wird mich in den Kerker werfen; Sie auch. Man wird mich gleich am nächsten Tage speien; Sie auch. Und so sind wir auf einmal im Paradiese.“ Der Herzog, der es übel nahm, daß Chapelie sich immer zuerst nannte, fuhr ihm plötzlich heftig in die Rede: „So ein Herrschin, wie Sie, hören Sie einmal, sollte doch nicht vergeffen, daß ich Herzog und Marschall von Frankreich bin! Ich werde mit dem Pascha trotzig reden, und mich wird man zuerst speien.“ — „Ich frage den Henker nach Ihrem Herzogthum!“ lallte Chapelie und warf sich in den Stuhl zurück. Paff! schleuderte ihm der Marschall einen Teller in's Gesicht. Paff! warf der erzürnte Poet seinem erlauchtem Wirth eine volle Gansleberpastete vor die Brust. Gläser und Flaschen flogen bald den Tellern und Schüsseln nach, bis endlich die Diener herbeistürzten, die wüthenden Kämpfer auseinander zu bringen. Man schaffte sie zu Bette, und groß war Beide Amüsement, als sie am folgenden Morgen erwuhren, sie hätten auf Tod und Leben um die Ehre gestritten, zuerst gespießt zu werden. [R. Z.]

Wort halten. — Peter der Große verwandte sehr große Sorgfalt auf die russische Rechtspflege, die meistens in den Händen unwillkürlicher und bestechlicher Richter war. Als einst der Zar von der Rechtskenntniß und Redlichkeit eines Advokaten in Moskau gehört hatte, ließ er den Mann zu sich kommen und derselbe machte einen so guten Eindruck auf Peter, daß er ihn sogleich zum Oberrichter des Nowgorod'schen Gouvernements ernannte. Nach einigen Jahren hörte aber der Kaiser zu seinem großen Schmerze, daß auch sein selbst geworbener Oberrichter den Pfad der Ehrlichkeit verlassen habe und bestechlich geworden sei. Peter ließ ihn zu sich kommen und hielt ihm sein Vergehen vor. Da warf sich der Oberrichter ihm zu Füßen und erzählte weinend, daß sein Gehalt so gering sei, daß es ihm unmöglich sei, bei den hohen Ansprüchen seiner angehabenen Stellung mit seiner zahlreichen Familie sich zu ernähren. Der Kaiser fand bei näherer Prüfung das Gehalt des Oberrichters allerdings zu gering, und da ihm die offene Beichte des Mannes gefiel, so verdoppelte er dasselbe und verlegte ihn nach einem anderen Gouvernement. „Aber,“ fügte Peter sehr ernst hinzu, „seht verspricht mir auch in die Hand, daß Du von nun an treu Deines Amtes walten willst.“ Der Oberrichter versprach es. „Und ich versichere Dich,“ sagte der Kaiser, „daß ich dich hängen lasse, wenn Du wieder trumme Finger machst!“ Der Kusse ging; ein Jahr lang diente er seinem Kaiser treu und ehrlich, wie er versprochen hatte, allmählig schlieferte aber sein Gewissen wieder ein; er nahm wie früher Geschenke und der Kaiser, der ihn genau beobachten ließ, befahl ihn einzuziehen. Der Verbrecher bat um Gnade, aber Peter ließ ihn aufhängen, indem er sagte: „Hast Du Dein Wort nicht gehalten, so will ich meines wenigstens halten!“ [Z.]

Die beiden Gellert. — Der Dichter Gellert war der jüngste von drei Brüdern. Der älteste, geb. 1713, zuletzt kurfürstlicher Berggrath zu Freiberg (gest. 1795), war eine Autorität in der metallurgischen Chemie. Als seine Uebersetzung von „Cramer's Probiertkunst“ erschien, wurde sie im „Hamburger Korrespondenten“ mit der Bemerkung angezeigt: „Der Uebersetzer ist ein Bruder des berühmten M. Gellert in Leipzig.“ Der Chemiker, in dessen Augen die Poesie eine brodbloße Kunst war, wurde sehr zornig darüber, daß er, der ver-

diente Mann der Wissenschaft, nur als Bruder angekündigt war, und ließ eine heißende „Erklärung“ in den Göttinger „Gelehrten Anzeigen“ drucken. Der zweite Bruder Gellert's war Fechtmeister in Leipzig und ein durchaus unbedeutender Mensch. Er stand einst in einem Konzert neben dem Satiriker Nabener. Als diesen eine Dame fragte, wer sein Nachbar sei, antwortete er lächelnd: „Er hat keinen eigenen Namen; er behilft sich mit dem seines Bruders.“ [R. F.]

Ein insolentes Kunstwerk. — Zu Versailles in den Zimmern, die ehemals der pomphafte König Ludwig XIV. bewohnt hatte, fanden die deutschen Krieger, als sie nach Napoleon's I. Niederwerfung dort einzogen, ein Kunstwerk vor, welches dem französischen, ehemals so hochgepreizten, nun so tief gebeugten Dünkel in sehr beredter Weise Ausdruck gab. Es war eine prachtvolle Standuhr in Gestalt eines Felsens, der sich, wenn die volle Stunde schlug, öffnete, um einen von Gold und Edelsteinen blinkenden Hahn (das Wappenthier des französischen Volkes) herauszulassen. Sowie dieser hervorgetreten war, schlug er heftig mit den Flügeln und krächte, den Kopf gegen einen auf einem Baum sitzenden Adler (den deutschen Reichsadler) gewendet, mit heller Stimme. Bei diesem Klänge erzitterte und erbehte der deutsche Adler und kam erst wieder zur Ruhe, wenn der grimmige Hahn in seine Behausung zurückgekehrt war! Kann es eine lächerlichere Insolenz geben? [R. Z.]

Zu wenig Stühle. — Friedrich II. begegnete eines Morgens bei einem Spazierritte in der Nähe Potsdams einer in der Richtung von Berlin kommenden Extrapoß, worin einer seiner Generale, der sehr viele Schulden hatte, saß. „Mein lieber W.,“ rebete Friedrich ihn an, „Er hat sich ja schon früh aufgemacht; wohin will Er denn eigentlich?“ — „Nach Potsdam, Majestät, um mich mit meinen Gläubigern auseinander zu setzen.“ — „O,“ lächelte Friedrich, „das hätte Er doch besser in Berlin besorgt, denn in Potsdam finden sich ja gar nicht so viele Stühle.“ [R. M.]

Ein schwieriges Räthsel. — Als Napoleon I. einst mit Kaiser Franz II. von Oesterreich speiste, gab dieser seinem Gaste folgendes Räthsel auf: „Wer ist das? Er hat keine Augen, keine Ohren, keine Nase, keinen Mund, ja sogar keinen Kopf, keine Hände und Füße, und doch ist es ein Mensch.“ Der damalige Beherrscher Europa's vermochte des Räthsels Deutung nicht zu finden, und lachend erklärte ihm Franz II., daß dies ein Oesterreicher sei, denn ein solcher habe nach dortigem Sprachgebrauch keine Augen, sondern Guderlin, keine Ohren, sondern Wascheln, keine Nase, sondern einen Schmecker, keinen Mund, sondern einen Woschen, ja auch keinen Kopf, sondern einen Schadel, statt der Hände endlich Pragen und statt der Füße Haren. [M. L.]

Natürlich. — Ein Reisender erzählte, er und noch zwei Andere hätten 150 Feinde zum Laufen gebracht. Als man ihm nicht glaubte, ergänzte er: „Es ging ganz natürlich zu, denn wir liefen voraus und sie uns nach.“ [Dr. R. M.]

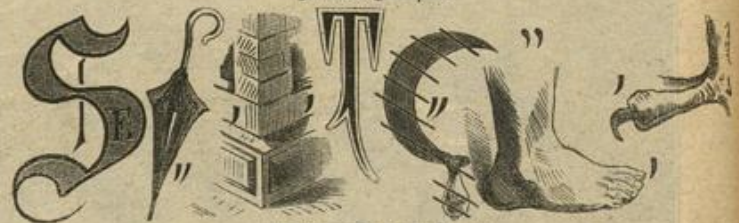


Rheinlieder.
 Lehrer: Wie heißt das Lied, das wir eben gesungen haben?
 Philipp: Die Wacht am Rhein.
 Lehrer: Gibt es noch andere Rheinlieder?
 Philipp: Ich weiß noch eins, Herr Lehrer!
 Lehrer: Nun?
 Philipp: Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein.
 Lehrer: Recht! — Nun mer weiß noch eins?
 Karl: Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben.
 Lehrer: Gut! — Nun noch eins? (Allgemeines Besinnen.)
 Wilhelm (stredt den Finger): Herr Lehrer, ich weiß noch eins!
 Lehrer: Nun, das ist schön, so sag's einmal.
 Wilhelm: Kommen Sie 'rein, kommen Sie 'rein, kommen Sie 'rein in die gute Stube.“

Charade.

Es ist wahr sehr leicht, mich machen,
 Doch hält's oft schwer, mich zu bezahlen,
 Deshalb geh' ich zu den Sachen,
 Die zählen oft zu den fatalen.
 Beim Bergbau bin ich auch zu finden
 Und nun nicht schwierig zu ergründen. [Adolf Nagel.]
 Auflösung folgt in Nr. 14.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 14.

Auflösung der Charade in Nr. 12: Thurmtopf.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Chr. Widdbrecht in Wildbad.
 Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
 Hermann Schönlein in Stuttgart.

Reden des Feldmarschalls Grafen Moltke

und des

Reichskanzlers Fürsten Bismarck

über die Militärvorlage in der Reichstagsitzung vom 11. Januar 1887.

Graf Moltke: Niemand von uns täuscht sich wohl über den Ernst der Zeit, in welcher wir uns befinden. Alle größeren europäischen Regierungen treffen eifrigste Vorkehrungen, um einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen. Alle Welt fragt sich: werden wir den Krieg bekommen? Nun, ich glaube, daß kein Staatslenker freiwillig die ungeheure Verantwortung auf sich nehmen wird, die Brandsackel in den Zündstoff zu werfen, welcher mehr oder weniger in allen Ländern angehäuft ist. Starke Regierungen sind eine Bürgschaft für den Frieden; aber die Volksleidenschaften, der Ehrgeiz der Parteiführer, die durch Schrift und Wort mißgeleitete öffentliche Meinung: das alles sind Elemente, welche stärker werden können, als der Wille der Regierenden. Haben wir doch erlebt, daß selbst Börseninteressen Kriege entzündeten. Wenn nun in dieser politischen Spannung irgend ein Staat in der Lage ist, für die Fortdauer des Friedens zu wirken, so ist es Deutschland, welches nicht direkt an den Fragen beteiligt ist, welche die übrigen Mächte aufregen, Deutschland, welches seit dem Bestehen des Reiches gezeigt hat, daß es keinen seiner Nachbarn angreifen will, wenn es nicht von ihm selbst dazu gezwungen wird. Aber um diese schwierige vielleicht undankbare Vermittlerrolle durchzuführen, muß Deutschland stark und kriegsgerüstet sein. Werden wir dann gegen unsern Willen in den Krieg verwickelt, so haben wir auch die Mittel, ihn zu führen. Würde die Forderung der Regierung abgelehnt, meine Herren, dann glaube ich, haben wir den Krieg ganz sicher. Es ist ja nun erfreulich und wird seine Wirkung nach außen nicht verfehlen, daß von den großen Parteien dieses Hauses keine ist, welche ungeachtet mancher verschiednen Ansichten in inneren Angelegenheiten der Regierung die Mittel verweigern wird, welche sie nach gewissenhafter Erwägung von uns für die Verteidigung nach außen fordert; nur über die Zeitdauer der Bewilligung sind die Ansichten sehr abweichend von einander. Da möchte ich nun nochmals daran erinnern, daß die Armee niemals ein Provisorium sein kann. (Sehr richtig!) Die Armee ist die vornehmste aller Institutionen in jedem Lande; denn sie allein ermöglicht das Bestehen aller übrigen Einrichtungen. (Sehr richtig!) Alle politische und bürgerliche Freiheit, alle Schöpfungen der Kultur, die Finanzen, der Staat stehen und fallen mit dem Heer. **Bewilligungen auf kurze Frist, sei es auf ein, sei es auf drei Jahre, helfen uns nicht. Die Grundlage jeder tüchtigen militärischen Organisation beruht auf Dauer und Stabilität, neue Cadres werden erst wirksam im Verlauf einer Reihe von Jahren.** Meine Herren, ich glaube, ich darf sagen, daß heute die Augen Europas auf diese Versammlung gerichtet sind, auf die Beschlüsse, welche Sie in einer so hochwichtigen Angelegenheit fassen werden. Ich wende mich an Ihren patriotischen Sinn, wenn ich Sie bitte, die Regierungsvorlage unverkürzt und unverändert anzunehmen. **Zeigen Sie der Welt, daß das Volk und die Regierung einig sind, und daß Sie, meine Herren, bereit sind, jedes Opfer, auch das Opfer einer abweichenden Ansicht zu bringen, wenn es sich um die Sicherung des Vaterlandes handelt!**

Aus der Rede des Fürsten Bismarck:

Die verbündeten Regierungen haben durch ihre Vorlage der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die Wehrkraft des Deutschen Reiches so, wie sie augenblicklich beschaffen ist, dem deutschen Volke nicht diejenige Bürgschaft für die Verteidigung des Reichsgebiets gewährt, auf welche die Nation ein unverjährbares Recht hat. Diese Ueberzeugung der verbündeten Regierungen ist begründet durch das Urteil, durch das einstimmige **Urteil aller militärischen Autoritäten in Deutschland**, Autoritäten, deren Kompetenz in ganz Europa sonst anerkannt wird, mit der alleinigen Ausnahme des deutschen Reichstags, wo dem militärischen Urteile dieser Autoritäten, die, ich wiederhole es, sich der Anerkennung Europas erfreuen, dasjenige der Herren Richter, Windthorst, Grillenberger entgegengetreten ist. Ich kann in der That nicht glauben, daß die Herren, die ich eben nannte, so weit gehen sollten, ihr eigenes **Urteil in militärischen Fragen über das des Feldmarschalls Grafen Moltke, über das eines kriegserfahrenen Kaisers, über das sämtlicher deutscher Generalstäbe und Kriegsministerien zu stellen.** Ich bin also genötigt, anzunehmen, daß die Herren in ihrer Opposition gegen die Vorlage noch andere Gründe haben, als die Zweifel an der Autorität des militärischen Urteils der

jenigen Stellen, die ich namhaft gemacht habe. Ich fürchte, Sie setzen bei den Regierungen andere Motive für deren Antrag voraus, als das ausschließliche Bedürfnis unserer defensiven Wehrkraft. Es sind ja in der Presse Äußerungen gefallen, als ob diese ganze Militärvorlage keinen Zweck weiter hätte, als unter falschen Vorwänden Steuern, Geld zu erheben. Es ist das ein so absurder Gedanke, daß wir mit einer Forderung von 20 bis 30 Millionen eine Grundlage für neue exorbitante Steuervorschläge gewinnen wollten, daß ich mich weiter gar nicht damit aufhalte.

Ein glaublicherer Grund, daß die Regierungen und namentlich die Vertreter des Kaisers ihre Pläne nicht eingesehen, könnte in der Richtung gesucht werden, daß eine Verstärkung des deutschen Heeres etwa gewollt werde aus denselben Gründen, aus denen mancher erobertungs- oder kriegslustige Monarch eine starke Armee erstrebt hat, nämlich in der Absicht, demnächst einen Krieg zu führen, sei es, um bestimmte Zwecke durchzusetzen, sei es, um irgend etwas zu erobern. Ich glaube aber, auch dies wird als vollständig unbegründet gefunden werden von dem, der darüber nachdenkt, wie friedliebend die Politik Sr. Majestät des Kaisers bisher seit 16 Jahren gewesen ist. Wir haben keine kriegerischen Bedürfnisse, wir gehören zu den, was der alte Fürst Metternich nannte: saturierten Staaten, wir haben keine Bedürfnisse, die wir durch das Schwert erkämpfen könnten.

Nach dem Frankfurter Frieden war erstes Bedürfnis, den Frieden möglichst lange zu erhalten und zu benutzen, um das Deutsche Reich zu befestigen. Diese Aufgabe war keine leichte. Es ist gelungen, wenn auch nicht ohne starke Gegenströmungen zu überwinden, den Frieden seit 16 Jahren zu erhalten. Unsere Aufgabe haben wir zuerst darin erkannt, die Staaten, mit denen wir Krieg geführt hatten, nach Möglichkeit zu versöhnen. Es ist uns dies vollständig gelungen mit Oesterreich. Die Absicht und das Bedürfnis, dahin zu gelangen, beherrschten bereits die Friedensverhandlungen in Nikolsburg im Jahre 1866, und es hat uns seitdem nie das Bestreben verlassen, die Anlehnung an Oesterreich wieder zu gewinnen, die wir vor 1866 nur scheinbar und buchstäblich hatten, die wir jetzt in der Wirklichkeit vollständig besitzen.

Wir stehen mit Oesterreich in einem so sicheren und vertrauensvollen Verhältnisse, wie es weder im deutschen Bunde, noch früher im heiligen römischen Reiche jemals der Fall gewesen ist.

Es war die Aussöhnung mit Oesterreich aber nicht allein das Ziel, welches unsere Friedenspolitik erstrebt hat. Wir haben uns erinnert, daß die Freundschaft der 3 großen östlichen Mächte in Europa, wenn sie auch manche verdrießliche Folgen für die öffentliche Meinung und andere Staaten gehabt haben mag, doch Europa über 30 Jahre lang den Frieden bewahrt hat, den Frieden in einer Epoche, in der die Quellen entstanden sind, die den Wohlstand, den wirtschaftlichen Aufschwung, die gesamte wissenschaftliche, technische und wirtschaftliche Entwicklung Europas befruchtet und befördert haben. Der Fortschritt zum Günstigen, zur Wohlhabenheit der Gesamtheit ist ein gewaltiger gewesen.

Nun ich weiß nicht, ob es uns gelingen wird, wiederum eine Friedensepoche von derselben Länge, d. h. von mehr als 30 Jahren, herzustellen. Unsere Bemühungen dazu sind aufrichtig; vor allem aber brauchen wir dazu ein starkes Heer, ein Heer, das stark genug ist, um unsere eigene Unabhängigkeit ohne jeden Bundesgenossen sicher zu stellen.

Nicht minder aufrichtig und angestrengt sind unsere Bemühungen gewesen, nach dem französischen Kriege die Versöhnung mit Frankreich herbeizuführen; ob sie ganz so glücklich gewesen sind wie im Osten, das weiß ich nicht. Wenn wir mit den Verhältnissen im Osten allein zu rechnen hätten, so würden dieselben uns nicht zu einer Vorlage dieser Art bestimmt haben. Bezüglich Frankreichs liegt es aber anders; ich kann ja nur nach meinem politischen Urteile sprechen, aber ich kann für mich geltend machen, daß ich seit jetzt 36 Jahren in der großen europäischen Politik thätig bin, und daß ich mich auf manche Epochen und Vorgänge berufen kann, in denen mein **politisches Urteil das richtige gewesen ist, und namentlich richtiger als das der parlamentarischen Opposition**, die ich mir gegenüber fand.

Die Frage, wie wir mit **Frankreich** in der Zukunft stehen werden, ist für mich eine minder sichere. Zwischen uns und Frankreich ist das Friedenswerk deshalb schwer, weil da eben ein langwieriger historischer Prozeß in der Mitte zwischen beiden Ländern liegt; das ist die Ziehung der Grenze, die ja zweifelhaft und streitig geworden ist

von dem Zeitpunkte an, wo Frankreich seine volle innere Einigkeit und königliche Macht, ein abgeschlossenes Königtum erreicht hat.

Das Infragestellen der deutschen Grenze hat angefangen, wenn wir es rein im historischen Zusammenhang auffassen wollen, mit der Wegnahme der drei Bistümer Metz, Toul und Verdun. Das ist eine verzeihene Thatsache, und ich erwähne sie nur des historischen Zusammenhanges wegen. Wie beabsichtigen weder Toul noch Verdun wieder zu erobern, und Metz besitzen wir ja. Aber seitdem hat doch kaum eine Generation in Deutschland gelebt, die nicht genötigt gewesen ist, den Degen gegen Frankreich zu ziehen. Und ist diese Epoche des Grenzkampfes mit der französischen Nation nun heute definitiv abgeschlossen, oder ist sie es nicht? Das können Sie so wenig wissen wie ich. Ich kann nur meine Vermutung dahin aussprechen, daß sie nicht abgeschlossen ist; es müßten sich der ganze französische Charakter und die ganzen Grenzverhältnisse ändern.

Wir haben unsererseits alles gethan, um die Franzosen zum Vergessen des Geschehenen zu bewegen. Frankreich hat unsere Unterstützung und unsere Forderung in jedem seiner Wünsche gehabt, nur nicht in demjenigen, der sich auf eine mehr oder weniger lange Strecke von Rheingrenze richten konnte; weder im Elsaß noch weiter unten können wir das zugeben. Aber wir haben uns redblich bemüht, im übrigen Frankreich gefällig zu sein und dasselbe zufriedenzustellen, wie wir können. Wir haben unsererseits ja nicht nur keinen Grund, Frankreich anzugreifen, sondern auch ganz sicher nicht die Absicht. Der Gedanke, einen Krieg zu führen, weil er vielleicht späterhin unvermeidlich ist und späterhin unter ungünstigeren Verhältnissen geführt werden könnte, hat mir immer fern gelegen, und ich habe ihn immer bekämpft.

Wenn die Franzosen so lange mit uns Frieden halten wollten, bis wir sie angreifen, wenn wir dessen sicher wären, dann wäre der Friede ja für immer gesichert. (Lebhafter Beifall.) Was sollten wir denn von Frankreich erstreben? Sollten wir noch mehr französisches Land annectieren? Ich bin schon 1871 nicht sehr geneigt gewesen, Metz zu nehmen, ich bin damals für die Sprachgrenze gewesen. Ich habe mich aber bei den militärischen Autoritäten erkundigt, bevor ich mich endgültig entschloß. Es war Herr Thiers, der mir sagte: eins können wir nur geben, entweder Belfort oder Metz; wenn Sie beide haben wollen, dann wollen wir jetzt nicht Frieden schließen. Ich habe mich darauf mit unseren militärischen Autoritäten und namentlich mit meinem vor mir sitzenden Freunde besprochen: Können wir darauf eingehen, eines von beiden zu missen? Und habe darauf die Antwort erhalten: Belfort ja! Metz ist 100 000 Mann wert; die Frage ist die, ob wir 100 000 Mann schwächer sein wollen gegen die Franzosen, wenn der Krieg wieder ausbricht oder nicht. Darauf habe ich gesagt: nehmen wir Metz! Sie sehen jetzt, meine Herren, vor derselben Frage, ob Sie, wenn der Krieg mit Frankreich vielleicht in 7 Jahren wieder ausbricht, 100 000 Mann schwächer sein wollen oder nicht. Mit anderen Worten: Es ist ganz von derselben schweren Bedeutung, für unsere zukünftige Sicherheit, ob Sie Metz aufgeben wollen, als ob Sie uns 100 000 Mann verweigern, die durch die jährliche Ausbildung von 16 000 Mann Soldaten geschaffen werden sollen, bis dahin, wo der Krieg möglicherweise ausbricht. Also, wenn Sie vorziehen, daß wir den Franzosen sagen: Seid doch so gut, wir geben euch Metz, wenn ihr ferner stille sitzen wollt, — so ist das ungefähr dasselbe, als wenn Sie uns jetzt die Verstärkung der Armee, die wir nach unserem militärischen Urteile zu gebrauchen glauben, versagen. Also ich wiederhole: **Wir werden Frankreich nicht angreifen, unter keinen Umständen.** Es gibt viele Franzosen, die darauf warten, weil sie lieber einen Verteidigungskrieg als einen Angriffskrieg führen wollen, weil es viele giebt, bei denen der französische Angriff auf Deutschland nicht populär ist. Sie werden, wer von Ihnen die französische Geschichte kennt, mir Recht geben, daß die Entschließungen Frankreichs in schweren Momenten immer durch energische Minoritäten und nicht durch die Majoritäten und das ganze Volk bewirkt worden sind. Diejenigen, die den Krieg mit uns wollen, die suchen einstweilen nur die Möglichkeit, ihn mit möglichster Kraft zu beginnen. Ihre Aufgabe ist, le feu sacré de la revanche (das heilige Feuer der Rache) zu unterhalten. Die Aufgabe, die Gambetta dahin definierte: No parlez jamais de la guerre, mais pensez-y toujours! (Redet niemals von dem Krieg, aber denkt immer an ihn!) und das ist auch heute noch die Signatur der französischen Situation. Man spricht nicht davon, man spricht nur von der Befürchtung, von Deutschland angegriffen zu werden. Diese

Befürchtung ist unwahr, und wer sie in Frankreich ausspricht, weiß, daß er die Unwahrheit sagt. Wir werden Frankreich nicht angreifen. Nichtsdestoweniger wird damit dem friedliebenden Franzosen Jacques Bonhomme, der lieber seinen Ader baut, als in den Krieg zieht, vorgeredet, daß der ruchlose Deutsche es ist, der ihm womöglich — ich weiß nicht was, abnehmen wollte. Die Franzosen haben ja gar nichts, was für uns irgendwie begehrenswert wäre. Das fortwährende Unterhalten und Schüren dieses feu sacré ist mir im höchsten Grade bedenklich. Ich habe das feste Vertrauen zu den friedlichen Gesinnungen der gegenwärtigen französischen Regierung. Die Herren Goblet und Florens sind nicht die Leute, die den Krieg mit uns wünschen; sie haben die Absicht, ehrlich mit uns zu leben. Ebenso war es mit der früheren Regierung Freycinet oder Ferry. Alle diese Herren waren freundlich, so lange sie am Ruder waren, und wenn Sie nur deren Regiment auf längere Zeit verbürgen könnten, so würde ich sagen: Sparen wir unser Geld, aber sparen wir es nicht für den Fall, daß wir vielleicht feindliche Kontributionen zu zahlen haben. Wie die Sachen liegen, kann mich dieses Vertrauen auf die friedlichen Gesinnungen der französischen Regierung, auf die friedlichen Gesinnungen eines großen Theiles der französischen Bevölkerung, aber nicht bis zu dem Grade von Sicherheit einwiegen, daß ich sagen könnte: Wir haben einen französischen Krieg gar nicht mehr zu fürchten. **Nach meiner Ueberzeugung haben wir ihn zu fürchten durch den Angriff Frankreichs, ob in zehn Tagen oder in zehn Jahren,** das ist eine Frage, die ich nicht entscheiden kann, das hängt ganz ab von der Dauer der Regierung, die gerade in Frankreich ist. Als die letzte Regierung, die Regierung Freycinet, zum Rücktritt genötigt wurde, hat 24 Stunden vorher jemand eine Ahnung davon gehabt? Ich wenigstens nicht, und ich glaube, daß ich ziemlich gut unterrichtet war. Hat nachher 8 oder 14 Tage lang hier irgend jemand gewußt, wer in Frankreich ans Ruder kommen würde? In welcher Verlegenheit die Parteien mit ihrer Parlamentsherrschaft waren, um zu bestimmen, wer nun regieren sollte, das haben wir alle gewußt, aber was daraus werden würde, das hat keiner vorher sagen können. Es konnte auch noch anders kommen, es konnte auch ein weniger friedliches Kabinett als das des Herrn Goblet aus dieser Krisis hervorgehen. Es ist an jedem Tage möglich, daß eine französische Regierung ans Ruder kommt, deren ganze Politik darauf gerechnet ist, von dem feu sacré zu leben, was jetzt so sorgfältig unter der Mähe unterhalten wird. Darüber können mich auch keine friedlichen Versicherungen, keine Reden und keine Redensarten vollständig beruhigen, ebenso wenig wie ich weiß, was ich damit machen soll, wenn uns hier im Parlament versichert wird: wenn die Gefahr eintritt, dann können Sie auf den letzten Thaler rechnen, dann stehen wir mit Gut und Blut ein. Das sind Worte, damit kann ich nichts machen. Worte sind keine Soldaten, und Reden sind keine Bataillone; und wenn wir den Feind im Lande haben und wir lesen ihm diese Reden vor, dann lacht er uns aus.

Ich bin also der Meinung, daß der historische Prozeß, der seit drei Jahrhunderten zwischen uns und Frankreich schwebt, nicht beendet ist, und daß wir darauf vorbereitet sein müssen, ihn von französischer Seite fortgesetzt zu sehen. Wir sind gegenwärtig im Besitz des streitigen Objekts, wenn ich das Elß als solches bezeichnen soll. Wir haben gar keinen Grund, darum zu kämpfen; daß Frankreich nach dessen Wiedereroberung nicht strebt, kann keiner behaupten, der sich irgendwie um die französische Presse bekümmert. Hat es schon irgend ein französisches Ministerium gegeben, welches hat wagen dürfen, öffentlich und bedingungslos zu sagen: wir verzichten auf die Wiedereroberung von Elß-Lothringen, wir werden darum nicht Krieg führen, wir acceptieren die Situation des Frankfurter Friedens gerade so, wie wir die Situation des Pariser Friedens im Jahre 1815 acceptiert haben, und wir beabsichtigen keinen Krieg wegen Elß zu führen? Gibt es in Frankreich ein Ministerium, welches den Mut hätte? Nun, warum gibt es das nicht? Es gibt das deshalb nicht, weil die öffentliche Meinung in Frankreich dagegen ist, weil sie gewissermaßen einer mit Dampf bis zur Explosion gefüllten Maschine gleicht, wo ein Funke, eine ungeschickte Bewegung hinreichen kann, um das Ventil in die Luft zu sprengen, und mit anderen Worten einen Krieg herzustellen.

Nun ist ja die Frage: ist die Möglichkeit, daß wir von Frankreich angegriffen werden, an sich ein ausreichender Grund, um diese Vorlage zu bewilligen? Ich habe bei meiner Motivierung keine Bündnisse im Auge, sondern die einfache Möglichkeit, daß wir und Frankreich uns ohne Bundesgenossen im freien Felde einander gegenüber stehen. Schon wenn der Krieg ausbräche, würde die Kalamität eine große. Bedenken Sie, was allein der ausbrechende Krieg, ganz unabhängig von dem Ausgange desselben, — zu sagen hat! Amer ganzer Handel zu Lande und zur See, unsere ganzen industriellen Unternehmungen würden sämtlich lahm gelegt sein — ich brauche das wohl nicht zu schildern, Sie haben es selbst erlebt. Diese Kalamität, daß der Krieg ausbrechen könnte, wird vielleicht gefördert, wenn der Krieg leicht erscheint, wird verhindert, wenn der Krieg schwer erscheint. **Je stärker wir sind, desto unwahrscheinlicher ist der Krieg.** Die Wahrscheinlichkeit

eines französischen Angriffs auf uns, die heute nicht vorliegt, tritt ein, wenn unter dem Eintritt einer anderen Regierung, wie die heutige, Frankreich irgend einen Grund hat, zu glauben, daß es uns überlegen sei. Dann, glaube ich, ist der Krieg ganz sicher.

Wenn die Franzosen glauben, daß ihre Armee zahlreicher ist, daß die Masse ihrer ausgebildeten Soldaten zahlreicher ist, als die der unserigen, daß ihre Artillerie zahlreicher ist, oder vielleicht daß ihr Gewehr besser ist, oder daß ihr Pulver besser ist — das sind alles Sachen, die unter Umständen die Entscheidung der französischen Regierung für den Krieg bestimmen können; denn sobald sie glauben, zu siegen, fangen sie den Krieg an. Das ist meine feste, unumstößliche Ueberzeugung, und Sie mögen mehr Erfahrungen in der Politik und im Urtheil haben, als ich — ich kann nur nach meiner Ueberzeugung handeln.

Ich sage also: wir müssen auf den Fall eingerichtet sein, daß wir in einem solchen Krieg unterliegen sollten; ja, ich bin nicht furchtsam genug, das vorauszu sehen, aber die Möglichkeit kann doch niemand bestreiten. Bis jetzt sind es nur mutige Zivilisten (Geiterkeit), die meinen, keiner Verstärkung zu bedürfen; diejenigen Generale und Heerführer, diejenigen Feldherren unter unseren Souveränen, die persönliche Fühlung mit der französischen Klinge gehabt haben, die sind durchaus anderer Meinung. Wenn so furchtlose Leute der Meinung sind: wir brauchen, um den nächsten Krieg mit Frankreich sicher zu bestehen, um der französischen Armee ebenbürtig zu sein, die und die Verstärkung — dann finde ich es einen traurigen Mut, dem gegenüber zu sagen: Sie irren sich, wir brauchen sie nicht, wir sind so stark genug. Ich sage: einen traurigen Mut, weil dieses mich einigermaßen an den miles gloriosus erinnert, der sagt: wir schlagen die Franzosen auch so wie so. Meine Herren, da irren sie sich, die parlamentarischen Strategen! Sie unterschätzen die Macht von Frankreich; Frankreich ist ein großes, mächtiges Land, ebenso mächtig wie wir; Frankreich hat ein kriegerisches Volk und ein tapferes Volk und hat jederzeit geschickte Heerführer gehabt. Es ist ein Zufall, wenn sie uns unterlegen sind. Sie unterschätzen die Franzosen und es wäre eine Ueberhebung, zu sagen, daß Frankreich an und für sich als geschlagen zu betrachten wäre, wenn es uns gegenübersteht.

Wenn aber die Sachen so zweifelhaft sind nach dem Urtheil der kompetenten Behörden, wenn die Möglichkeit überhaupt nach menschlicher Berechnung vorhanden ist, daß wir geschlagen werden können — ja, meine Herren, dann sind die Folgen eines unglücklichen Krieges doch zu traurig, als daß irgend jemand, wenn sie eintreten, die Verantwortung für ein solches Votum tragen könnte. Es ist viel von ministerieller Verantwortlichkeit die Rede, aber ich habe nie gehört, daß auch Abgeordnete, welche an Beschlüssen teilnehmen, die ihr Land ins Unglück führen, einer Verantwortlichkeit dafür vor dem Richter unterliegen.

Wenn sie bewußter Weise unser Land für den Krieg schwächen, dann halte ich ein solches Gesetz für ein Bedürfnis; ich werde beantragen, daß es eingebracht wird. Wenn wir unterliegen — ich wage diesen Gedanken ja gar nicht auszudenken; aber die Möglichkeit werden Sie mir doch nicht bestreiten, daß ebenso gut, wie wir allein Frankreich geschlagen haben im Jahre 1870, Frankreich siegreich sein kann, nachdem es seine Armee verdoppelt, seine Reserven verdreifacht hat und mit der größten Bereitwilligkeit und Hingebung der Regierung jede Kosten bewilligt hat, ohne auch nur je eine Sekunde darüber zu diskutieren. Ich erinnere Sie daran, daß mit gewissem Mitleid die französischen Blätter auf die Vorgänge im deutschen Reichstag, und mit was für Schwierigkeiten die deutsche Regierung zu kämpfen hätte, wenn sie ihr Vaterland stärken wollte, hingedeutet haben. Frankreich ist also unendlich viel stärker, als es gewesen ist. Wenn wir es einmal geschlagen haben, so liegt darin gar keine Bürgschaft, daß wir es wieder schlagen werden; wir müssen diese Bürgschaften, sobald sie nach dem Urtheil unserer kompetenten Militärbehörden unzulänglich sind, verstärken. Wenn sie unzulänglich bleiben, und wenn wir geschlagen würden, wenn der siegreiche Feind in Berlin stände, wie wir in Paris gestanden haben, wenn wir genötigt wären, seine Bedingungen des Friedens anzunehmen — ja, meine Herren, was würden dann diese Bedingungen sein?

Ich spreche gar nicht von der Geldfrage, obgleich die Franzosen so glimpflich mit uns nicht verfahren würden, wie wir mit ihnen verfahren sind; ein so gemäßigter Sieger wie der christliche Deutsche ist in der Welt nicht mehr vorhanden. Wir würden dieselben Franzosen uns gegenüber finden, unter deren Herrschaft wir 1807 bis 1813 gelitten haben, und die uns ausgepreßt haben bis aufs Blut. Wenn Sie die Erzählungen der alten Leute aus jener Zeit lesen, wenn Sie, wie ich noch in meiner Kinderzeit, unmittelbar die Erzählungen der Bauern, Landleute und Gutsbesitzer über die Leiden der Fremdherrschaft im Lande angehört hätten, ich glaube, Sie würden auch ängstlicher sein vor der entferntesten Möglichkeit, daß ähnliche Zustände wieder eintreten könnten.

Aber das Geld ist ja das Wenigste; man würde dafür sorgen, daß das Deutsche Reich so stark nicht bleibt, wie es ist. Man würde, von der Rheingrenze ausgehend, uns vom Rhein soviel abnehmen, wie man könnte; ich glaube nicht, daß man sich mit Elß-Lothringen begnügen würde. Wir würden Schleswig ganz ohne Zweifel an Dänemark verlieren. Der Krieg von 1870 würde

ein Kinderspiel sein gegen den von 1890 — ich weiß nicht wann.

Ich kann mir darnach nicht denken, wer überhaupt sich stark genug fühlt, die Verantwortung für die Möglichkeit des Eintritts solcher Zustände zu übernehmen. Die verbündeten Regierungen sind es ganz sicher nicht; die werden die Verantwortlichkeit dafür nicht tragen. Die verbündeten Regierungen haben dem Volk gegenüber die Verantwortlichkeit dafür, daß dieser Schutz jeder Zeit vorhanden sei; der kann nicht improvisiert werden, je nach dem Belieben einer parlamentarischen Majorität, durch ein Budgetvotum, der muß dauernd vorhanden sein, der ist eine fundamentale Institution unserer deutschen Einrichtungen. Und die verbündeten Regierungen sind fest entschlossen, die Verantwortung dafür nicht zu tragen, sondern sich mit dem vollen Gewicht ihrer Autorität und ihrer verfassungsmäßigen Rechte dafür einzusetzen, daß Deutschland nicht minder geschützt bleibe, als es seinen Kräften nach sein kann. Das, was einseitigen nach dem militärischen Urtheil für diesen Zweck als Bedürfnis bezeichnet worden ist, sind 40 000 Mann zur Verstärkung der Grenzbesatzungen gegen den ersten Anlauf und eine Steigerung der Zahl ausgebildeter Soldaten, die wir im Lande haben, um jährlich etwa 16 000 Mann; also in der Dauer eines Septennats um beinahe 120 000 Mann, in der Dauer der 12jährigen Dienstzeit um beinahe 200 000 Mann. 100 000 Mann sind eine Armee, und wenn der Krieg später ausbricht, so sind wir um so viel stärker; **es ist ein Gewicht, was einen Krieg und die entscheidende Schlacht seinerseits zu entscheiden vermag, ob wir 100 000 Mann mehr haben.** Wollen sie die Verantwortlichkeit dafür tragen, daß dies Gewicht nicht zur Verfügung sei?

Ob diese Einrichtung nun für längere oder kürzere Zeit getroffen werden soll, das ist eine Frage, auf deren Gebiet sich die Diskussion in der jüngsten Zeit ja vorwiegend bewegt hat. Wir haben sie auf 7 Jahre verlangt aus keinem andern Grunde, als weil die Ziffer von 7 Jahren die Grundlage eines früheren Kompromisses war, weil wir der Ueberzeugung sind, daß das konstitutionelle Leben überhaupt aus einer Reihe von Kompromissen besteht; und weil wir gerne an ein früheres Kompromiß anknüpfen, so haben wir es unverändert aufrecht zu erhalten gesucht. Jede Ziffer ist mehr oder weniger willkürlich. Je länger die Dauer ist, um desto größer ist die Zahl der ausgebildeten Soldaten, die in Aussicht genommen wird, und um so weiter von uns entfernt liegt die innere Gefahr, daß wir in Krisen und Streitigkeiten über diese Frage gelangen. Es kann ja niemand entgehen, daß jedesmal, wenn es sich darum handelt, auf Grund des Artikels 60 der Verfassung ein neues Gesetz über die Präsenzzeit zu machen, sich aller unserer Schichten und Parteien eine gewisse Aufregung bemächtigt, die bedauerlich und unter Umständen auch eine gefährliche ist. Der Bundesrat hat von seinem zweifellosten Rechte, der voll- und gleichberechtigten Faktor der Gesetzgebung zu sein, nie einen unbedeuten Gebrauch gemacht, er ist, wie der Kaufmann zu sagen pflegt, koulant in dieser Beziehung gewesen. Wir haben Vorlagen recht unerfreulich verkümmert und verändert zurückkommen gesehen, wir haben es ruhig genommen, aber es giebt im Interesse des Vaterlandes Grenzen, über die der Bundesrat dabei nicht hinausgehen kann. Eine solche Grenze zu ziehen, ist die Sorge, die in erster Linie den verbündeten Regierungen obliegt, wenn die auswärtige Sicherheit des Deutschen Reiches in Frage steht. Sobald die ins Spiel kommt, werden wir haarig in der Benützung unserer verfassungsmäßigen Rechte gegenüber Ihren Beschlüssen sein. **Und ein Beschluß, der das Deutsche Reich wehrlos macht, als es nach unserer Ueberzeugung sein könnte, hat nie auf die Zustimmung der verbündeten Regierungen zu rechnen.** Daß bei den Verhandlungen einer so wichtigen Frage, bei der es sich gewissermaßen um Kopf und Kragen für Deutschland handelt, daß dabei der Bundesrat so koulant und entgegenkommend sein und ein Auge zudrücken wird, und die Punkte auf das nicht setzen wird, daß er warten Sie in einer solchen Frage nicht.

Das deutsche Herr ist eine Einrichtung, die von den wechselnden Majoritäten des Reichstages nicht abhängig sein kann. Wer bürgt uns denn dafür, daß eine Majorität, die sich auf so verschiedenartige Weise zusammensetzt, wie die jetzige, eine dauernde sein werde? Daß die Feststellung der Präsenzstärke von der jedesmaligen Zusammensetzung und Stimmung des Reichstags abhängen sollte, das ist eine absolute Unmöglichkeit. Ohne unser deutsches Herr, eine der fundamentalsten Haupteinrichtungen und Grundlagen, ohne das Bedürfnis der gemeinsamen Verteidigung gegen auswärtige Angriffe wäre der ganze Bund, auf dem das Deutsche Reich beruht, gar nicht zu stande gekommen. Vergewahren Sie sich das immer, wenn Sie diese Hauptbedingung seiner Existenz ihm unter den Füßen wegziehen und es gefährden; denn geschützt sein, wollen wir Alle, auch Ihre Wähler — rechnen Sie darauf!

Es kann unmöglich der Wille der Deutschen Nation sein, daß sie auf diese Weise in ihrer Wehrhaftigkeit, in der Sicherheit im eigenen Heere abhängig sein soll von den jedes Jahr wechselnden Majoritäten des Parlaments.

Reichstagswahlbriefe für Stadt und Land.

I.

Die schöne Zeit, als man sich im Reichstag verständigte; die heutige Parteiherrschaft und der ewige Zwist.

Was war es ein herrliches Leben in unserem Vaterland; unmittelbar nach dem Kriege! Welch' erhebendes Bild einmütigen Zusammenwirkens bot bis nach der Mitte der 70er Jahre unser Reichstag! Große Ziele waren ihm gestellt, warme Begeisterung durchglühte ihn. Segensreiche Arbeit zeitigte gediegene Früchte; es mag ja nur an die Einheit der Münze, des Papiergelds, des Rechtsverfahrens und Eherechts, an die Ordnung des Verkehrs, an die Sorge für unsere Invaliden und Duzend andere Dinge erinnert werden, welche wir jener Arbeit verdanken. Freilich damals war Eugen Richter noch recht kleinlaut, denn die gewaltige Faust des derben aber warm nationalen Frh'n. v. Hoyerbed lenkte die Fortschrittspartei, und wenn Windthorst sich aufhob, so waren außer dem Kanzler auch Bennigsen, Miquel und Lascher da, ihn zu decken.

Und glaube man ja nicht, man habe bloß Ja gesagt; es fehlte nicht an lebhafter Erörterung, und manches Gesetz ist sicher im Reichstag auch ansehnlich verbessert worden. Aber die Mehrheit konnte außer dem „**Nein**“ auch „**Ja**“ sagen, so oft etwas Gutes und Notwendiges vorlag, die Ehre und Sicherheit des Vaterlandes galten über alles, und jedes ernsthafte Verlangen für diese höchsten Güter fand willige Annahme. **Man verständigte sich!** Und das ist ja der einzige Weg, wenn ein Staat gedeihen soll, der beide Voraussetzungen seiner Wohlfahrt hat: eine starke Regierung und eine tüchtige Volksvertretung. O was war einst in Deutschland so von den Besten geachtet und heiß ersehnt, wie die gemeinsame **Volksvertretung!** und wie ist sie jetzt zur **Quelle des Unfriedens** ausgeartet!

Mehr und mehr kam der Geist des Verneinens über die Mehrheit; eine ganze Reihe der wohlthätigsten ja verdienstlichsten Vorlagen unserer Reichsregierung wurde beharrlich abgelehnt oder doch erschwert und verpuscht. Da denke man doch an die Verwerfung fast aller vorgeschlagenen besseren Einkommensquellen des Reichs, so notwendig sie sind, an die Erschwerung und Beschneidung der großartigen Kolonialpolitik und was dazu gehört, und die Behandlung der Militärfragen! Von Jahr zu Jahr ist es schlimmer geworden, Zanf und Streit herrschen, dabei endlose Verhandlungen statt rascher Arbeit, kurz — die beiden Gewalten: die Regierung und die jetzige Volksvertretung stehen jetzt so zu einander, daß ein erspriechliches Fortarbeiten nicht mehr möglich ist.

Es muß anders werden! Die Wähler sind es, welche hier helfen müssen. Denket einmal an ähnliche Verhältnisse, die Euch näher liegen. In einer Gemeinde ist ein ganz tüchtiger Schultheiß und auch ein verständiger Gemeinderat; sie wollen die Gemeinde emporbringen, den Wohlstand heben, aber im Bürgerausschuß sitzen ein paar Führer mit gutem Mundstüd. Die sagen zu allem Nein, was vom Gemeinderat kommt, und verweigern die Mittel, wo sie können; willenlos folgt ihnen die Mehrheit im Ausschuß. So geht's jahrelang fort, alles stöck. Eine Zeitlang sehen die Bürger zu, sie wählen auch das nächste Mal wieder einige Anhänger jener Anführer im Ausschuß; denn auch in der Gemeinde giebt es manche, welche sagen: ja Widerspruch gehört aufs Rathaus, und welche an saftigen Reden dort ihren Spaß haben. Aber allmählig dämmert's doch auf, die Bürger sehen, daß die Gemeinde stehen bleibt oder zurückgeht, sie erkennen, wer schuld ist, sie ermannen sich, wählen das nächste Mal anders, und — es wird besser in der Gemeinde.

Ganz dies ist jetzt unser Fall im Deutschen Reich. Reichsregierung und Volksvertretung müssen beide bestehen; keines kann entbehrt werden. Aber unerträglich ist doch geworden, daß nicht länger Einsicht und guter Wille den Ausschlag geben, sondern ein paar **ehrgeizige Führer**, und daß diesen **blindlings die Parteien gehorchen**. Es ist ja geradezu undenkbar, daß in diesen Parteien der Mehrheit nicht ein mancher am 14. Januar, eines Besseren belehrt, gerne anders gestimmt hätte, aber die Herrschaft der Partei duldet es nicht. Die Parteiherrschaft ist nachgerade zu einer Unterdrückung der freien Meinung des Einzelnen geworden, so schlimm als sie einst bestand unter dem Druck der Regierungen oder Höfe.

So lange der Bürger und Bauer sich ferner gängeln läßt, wird es nicht besser. Die ernste Zeit, in der wir leben, in der wir nicht wissen, wie bald alles erschüttert sein kann, ist die dringendste Mahnung an den Mannesmut, frei zu werden von der **Sklaverei der Parteiherrschaft** und im öffentlichen Leben der **eigenen Ueberzeugung** frei zu folgen. Der Reichstag ist aufgelöst, der Wähler ist es, welcher jetzt handeln muß.

II.

Wie es mit dem neuen Heergesetz gegangen ist und wodurch allein das nationale Heer bestehen kann.

Oft schon hat die Regierung des Reichs um des lieben Friedens willen der Mehrheit nachgegeben, aber wenn Ehre und Sicherheit des Vaterlandes in Gefahr kommt, da ist die Grenze gezogen! Und das trifft zu bei der vornehmlichsten aller unserer gemeinsamen Einrichtungen, weil ohne sie alle andern schutzlos sind: unserm Heer.

Erinnern wir uns doch, wie es gegangen ist. Wir sind bei der heutigen Weltlage in der Gefahr, von den Nachbarn überflügelt zu werden, unsere Sicherheit beruht lediglich auf unserer eigenen Kraft; die Reichsgewalt bringt deshalb eine Vorlage ein, um die Wehrkraft entsprechend zu erhöhen — **thut nichts**, sagen erst die Parteien: **Keinen Mann und keinen Groschen!** Es wird ja nur die Erhöhung verlangt, welche der wachsenden Bevölkerung entspricht — **thut nichts**: wir müssen sparen! Moltke und der Kriegsminister weisen die Notwendigkeit nach — **thut nichts**: wir geben die Rechte des Parlaments nicht aus der Hand! In der Kommission wird nicht bloß die Erhöhung der Mannschaft, sondern auch das Erfordernis der Verwilligung auf mindestens 7 Jahre, wie bisher üblich, geradezu mit überwältigender Klarheit von den Militärs dargelegt — **thut nichts**: wir verwilligen nur einen Teil der geforderten Mannschaft und nur auf 1 Jahr, oder auch auf 3 Jahre! Die Sachverständigen sind einig, daß zu Erhaltung der vorzüglichen Eigenschaften unseres Heeres und seiner ganzen Zusammenfassung die bisherige Dienstzeit (im Durchschnitt 2 Jahre 4 1/2 Monate) zu erhalten ist — **thut nichts**: das wissen wir besser, unsere Bedingung ist 2jährige Dienstzeit, oder auch Einstellung der Rekruten im Januar! In der großen Stägigen Entscheidungsschlacht im Reichstag tritt wieder Moltke für die ungeschmälerte Vorlage ein und Bismarck hält den Volksvertretern ein wahrhaft großartiges, und wenn man an die Folgen denkt, die er ausrollt, erschütterndes Bild vor Augen und mahnt an die ungeheure Verantwortung, wenn der Reichstag durch seine Halsstarrigkeit das Reich gefährde; ganz Europa ist einig in der Bewunderung der Größe des Staatsmannes, nur die Franzosen reiben sich vergnügt die Hände, ob ihrer unwillkürlichen deutschen Geschäftsführer — **thut nichts**: wir verstehen das besser als Moltke und Bismarck! Dem schlaun Windthorst ist aber doch nicht wohl bei der Sache; er denkt daran, was die Wähler dazu sagen werden, und damit es nicht heiße, er bewillige nichts, läßt er vorschlagen, die verlangten 468 409 Mann zu gewähren, aber nur auf 3 Jahre, und der Fortschritt stimmt ihm bei, weil er weiß, daß die Regierung darauf nicht eingehen will und kann; **er bewilligt zum Schein**, weil er weiß, daß das so viel ist wie **ablehnen**. So ist's gegangen; das ist die berühmte Geschichte von dem: **„Jeden Mann und jeden Groschen!“**

Und zu allem hin war selbst dieser Entschluß der Mehrheit eine taube Auh, denn 52 Abgeordnete der kleinen Gruppen, der Sozialdemokraten und Polen, der Welfen und Esäßer, haben selbst dieser „Groschenbewilligung“ teils zugestimmt, teils sie durch Wahlenthaltung möglich gemacht, bloß um eingeständenermaßen in der 3. Lesung sie wieder umzuwerfen.

Und unter den Anträgen, welche noch bei der letzten Entscheidung auf der L.O. des Reichstags standen waren die von Abg. der **württ. Volkspartei** auf **1 jährige Bewilligung** und **2 jährige Dienstzeit**.

Auch darf nicht vergessen werden, daß die Verwilligung auf 3 Jahre nur eine Erhöhung des kriegstarken Heeres um 48 000 Mann ergibt, die auf 7 Jahre aber um 112 000 Mann. Das ist die Wahrheit vom „Mann und Groschen“.

Da hatte doch Bismarck ganz Recht, nicht noch mehr Zeit zu verlieren; er hat sich an den jetzt entscheidenden Wähler gemeldet. Nicht die 3 oder 7 Jahre sind es, sondern der feste Bestand des Heeres. Ein prächtiges Wort ist es von ihm: wir haben ein **kaiserliches und kein Parlamentsheer!** Das Wort hat einen tiefen Sinn, den der Wähler wohl behalten soll.

Jeder Staat muß, wenn er bestehen soll, dauernde Einrichtungen haben; daneben laufen die wechselnden Anforderungen, und diese werden jährlich, oder wie bei uns in Württemberg für 2 Jahre, durch die Stände bewilligt.

Wir wollen aus der Menge der dauernden Einrichtungen, von den obersten Stellen, den Ministern an, und von all den Anstalten des Staats von der Univerſität bis zur Volksschule, nur Ein Beispiel hervorheben: das ist die Rechtspflege. Da hat vor wenigen Jahren das Reich eine gemeinsame deutsche Rechtspflege eingeführt, natürlich nicht auf 3 Jahre oder gar auf 1 Jahr, sondern dauernd, d. h. auf so lange, bis eine Abänderung wieder durch ein Gesetz eintritt. Was ist die Folge? Die Gerichte sind eingerichtet, die Richter bestellt und die notwendigen Kosten müssen jährlich (in Württemberg alle 2 Jahre) durch die Stände genehmigt werden. Niemanden auf der Welt, und auch den Reichstagsparteien nicht, ist es eingefallen, so sagen, das sei ein Eingriff in die Rechte der Volksvertretung, und es müsse erlaubt sein, alle 3 Jahre an dem Bestande der Gerichte zu ändern, weniger als bisher für solche zu verwilligen u. s. w. Es ist eben eine dauernde Einrichtung.

Nun und unser Heer! Ein alter Weiser hat gesagt: die Staaten werden durch dieselben Mittel erhalten, durch welche sie gegründet worden. Wohl war die Einheitsbegeisterung längst im Volke wach, aber gegründet hat das Reich doch nur Bismarcks Staatskunst und das deutsche Heer unter Kaiser Wilhelm und Moltke.

Wohl, und das deutsche Heer wird auch das deutsche Reich erhalten. Es ist seine vornehmste gemeinsame Einrichtung. Und an dieser **beliebig von Zeit zu Zeit rütteln zu können**, das ist der **Sinn des Mehrheitsbeschlusses** vom 14. Januar.

Weil in dem jährlichen Haushalt des Reichs die Kosten für das gesetzmäßig bestehende Heer genehmigt werden müssen, will man ein Gesetz auf kurze Zeit, um nach dem Geschmach der Parteien alle paar Jahre ändern, namentlich herabsetzen zu können. Wohl verweist die **Reichsverfassung**, welche ein für allemal die Kriegsdienstpflicht: 3 Jahre in der Linie, 4 in der Reserve und 5 in der Landwehr, anordnet, auf ein umfassendes Reichsmilitärgesetz, aber niemand dachte daran, ein Gesetz zu meinen, das bloß kurze Zeit gelten solle. „Um des lieben Friedens“ willen hat 1874 die Reichsregierung eingewilligt, das Militärgesetz auf 7 Jahre zu geben, das ist das jetzt so oft besprochene „Septennat“. (Jetzt wird im Volke die **Lüge** herumgeboten: Septennat sei die siebenjährige Dienstzeit statt der dreijährigen!) Das Septennat hat man 1881 erneuert, und nun ist nochmals die Reihe am Erneuern. Zweimal hat der Reichstag das Septennat bewilligt; jetzt aber wollen auf einmal die Parteien die **Not des Vaterlands benützen**, um für sich eine größere Macht herauszuschlagen!

Aber von dieser Uebung abgehen, einen ganz kurzen Termin einräumen, das kann und darf die Regierung nicht, wenn das Heer nicht eine Eintagsfliege werden, wenn es wie jetzt die festeste und dauernde Einrichtung zur Erhaltung des Reichs bleiben soll. Es wäre geradezu verderblich und deshalb eine Verübung am Vaterland, wenn man jährlich oder alle paar Jahre den Bestand des Heeres in die aufregenden Verhandlungen des Reichstags oder gar in die aufrührenden, zerstörenden Wahlkämpfe hineinwerfen wollte.

Dabei kann der deutsche Staat nicht bestehen. Darum hat Bismarck das, was die Parteien wollen, ein **Parlamentsheer** genannt. Das deutsche Volk aber will als seinen Schutz ein **kaiserliches, ein Reichsheer!**

